



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t.

Aus London. — An dem tragischen Untergang des kühnen Nordpolreisenden Sir John Franklin und seiner Gefährten kann nach den neuesten hier eingetroffenen Nachrichten nicht gut mehr gezweifelt werden. Dr. Rae, der seit längerer Zeit im Auftrage der Hudsonsbai-Gesellschaft die nördlichen Theile des amerikanischen Continents bereiste, traf im Frühling dieses Jahres in der Pellybucht eine Gesellschaft Eskimos, welche ihm erzählte, daß weiter westlich eine Anzahl Weißer aus Mangel an Nahrungsmitteln umgekommen sei. Von andern Eskimos erfuhr er andere Nachrichten, welche diese Trauerkunde bestätigten und vervollständigten. Er hat sie selbst nach England gebracht und aus seinem an die Admiralität erstatteten Berichte geht hervor, daß die Eskimos im Frühjahr 1850 einer Anzahl weißer Männer, ungefähr 40, begegnet, welche über das Eis nach Süden wanderten. Einige Eskimos, die sie begleiteten, schleppten ein Boot nach. Die Reisenden konnten sich in der Sprache des Eskimostammes, der ihnen begegnete, nicht genügend verständlich machen, und gaben den Wanderern durch Zeichen zu verstehen, daß ihre Schiffe im Eise zu Grunde gegangen wären, und daß sie jetzt nach Süden gingen, um eine wildreichere Gegend aufzusuchen. An Lebensmitteln schien es ihnen sehr zu fehlen, denn sie kauften den Eskimos eine Robbe ab, auch sahen sie alle sehr abgemagert aus. Einige Zeit später, aber noch in demselben Frühjahr vor dem Aufthauen des Eises fanden Eskimos die Leichen von ungefähr 30 Personen auf dem Festlande und von 5 Personen auf einer nahen Insel, einige Meilen von einem großen mit vielen Fällen und Stromschnellen versehenen Strome. Einige derselben waren begraben; andere lagen in den Zelten, noch andere hatten sich unter ein umgestürztes Boot gekauert. Einer, der ein Fernrohr über die Schultern geschlungen trug, lag auf der Erde auf einer schönen Doppelflinte. Reste in den Kesseln verriethen, daß sie sich zuletzt von dem Fleisch ihrer todtten Kameraden genährt hatten. An Munition hatte es ihnen nicht gefehlt, denn es war noch Pulver und Blei im Ueberfluß vorhanden. Die Eskimos, die Dr. Rae gesprochen, hatten die Leichen nicht selbst gesehen; doch tauschte Rae von ihnen eine Menge Gegenstände ein, die unzweifelhaft Franklin und seinen Gefährten gehört hatten. Es waren dies silberne Gabeln und Löffel mit den Anfangsbuchstaben und Wappenzeichen Sir John Franklins, Capitän Croziers, Lieutenant Gore und anderer, ein kleines silbernes Schild mit der Aufschrift: Sir John Franklin, R. C. B. (Comthur des Bathordens), einen Guelfenorden und verschiedene andere Sachen. Diese letzten gewichtigen Beweise heben die Zweifel, welche man wegen der Lügenhaftigkeit der Eskimos in die Nachricht setzen könnte, und es wäre nur noch fraglich, ob die Reisenden durch Kälte, Hunger, oder durch die Eingebornen umgekommen wären. Gegen letzteres spricht aber die geringe Thatkraft und der im allgemeinen sanfte Charakter der Eskimos. Der Fluß ist der Beschreibung nach der von Sir G. Back entdeckte und befahrene große Fischfluß, der sich am nördlichen Rande des amerikanischen Continents in das Polarmeer stürzt. Franklin wäre demnach von Cap Niley, wo er im Winter 1847 gelagert, nicht den Wellingtoncanal nördlich hinaus, wie einige vermuthen, sondern seinen Instructionen gemäß in westlicher

Richtung weiter gefahren, wo er dann südlich von dem 72. Breitengrade in diesem an Gefahren so reichen Meer gescheitert. Bekanntlich segelte Sir John Franklin mit dem *Erebus* und *Terror* im Frühling 1845 von England ab, und gab gegen Ende desselben Jahres die letzte und einzige Nachricht von sich, seit welcher Zeit man nichts von ihm gehört hat. Nur die Spuren seines Winterlagers entdeckte man am Cap Riley. Er hatte auf drei Jahre Proviant mit sich, der jedoch vier Jahre langen konnte. So wie es die Jahreszeit erlaubt, wird die Regierung eine Expedition den Fischfluß hinabgehen lassen, sowol um die Nachrichten der Eskimos an Ort und Stelle zu verificiren, wie auch um Capitän Collinson zu erlösen, von dem man seit 2 Jahren keine Nachrichten hat, und der sich in der Nähe des Mackenziesflusses befinden muß. Er ist der einzige von den zu Franklins Aufsuchung Abgeschickten, die noch nicht zurück sind. —

Pariser Brief. — Die Todten reiten schnell, aber Belagerungen gehen langsam vor sich, so gründlich langsam, daß unsre auf einen Handstreich hoffende Phantasie nach Sebastopol und wieder zurückschnellt wie eine behende Kage hinter einem philosophisch einhertrabenden Ochsen ab- und zuläuft. Die Pforten des Paradieses waren schon halb geöffnet und nun müssen wir uns auf den weiten Umweg verstehen, der die kostbaren Tage in dieser späten Jahreszeit verschlingt mit Bangen erregendem Appetite. Die Sache fängt an sehr bedenklich zu werden, so bedenklich, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müssen, die Verwirklichung der Absichten auf die russische Hauptfestung dürfte in diesem ersten Feldzuge nicht vollkommen erreicht werden.

Wir haben genaue Berichte über die Schwierigkeiten, welche bei näherer Bekanntschaft mit den Festungswerken ans Licht treten. Sie sind solcher Art, daß, die den Rückzug der Allirten beherrschenden Elemente in Anschlag gebracht, die Zeit zu kurz werden könnte, trotz allen Kriegsgeniees, trotz der ungeheuren Zerstörungsmittel, welche England und Frankreich zu Gebote stehen, über die Einnahme der Stadt für diesen Winter hinaus zum Ziele zu gelangen. Wir sind gewiß, daß das Mögliche geleistet wird an Tapferkeit und Unternehmungsgeist, das Unmögliche sogar, aber der Zug ist ein wenig zu spät begonnen worden und die Russen haben durch die Schlacht von Alma, welche sie das Schlachtfeld und bedeutende Verluste gekostet hat, doch soviel Zeit gewonnen, daß sie im Norden auf das Zufließen frischer Hilfstruppen, im Süden auf die Genossenschaft der Herbststürme rechnen können. Wir sind bei einem eigenthümlichen Dilemma angelangt: entweder Rußland hat seinen Bewunderern neue Enttäuschungen, die großartigsten zu bereiten, seine bisher bewiesene Ohnmacht wird vergleichsweise noch als respektstösend erscheinen oder die Allirten haben einen so grausen Kampf vor den Mauern Sebastopols zu bestehen, daß eben wie im Eingange bemerkt worden, die Kriegsmöglichkeiten auch zum Nachtheile der westlichen Mächte umschlagen können. Obgleich diese Sachlage von jedem Prüfenden erkannt werden mag, so gründen wir diese Annahme nicht auf bloße Vermuthungen, wir haben dabei ganz genaue officiële Mittheilungen im Auge. Bisher verlieren zwar die Russen, wie sie selbst eingestehen, an Terrain, die Belagerungsarbeiten sind unter dem Feuer der Russen glücklich zustande gekommen, ohne daß die Allirten große Verluste zu beklagen hätten; die Beschießung

der Stadt wird auf die erfolgreichste Weise vor sich gehen, wir zweifeln nicht daran, aber von der Stadt zu den Festungswerken des Nordens ist ein harter Weg und die Jahreszeit drängt schnell ans Ziel oder droht zum Rückzuge zu blasen.

Es ist erklärlich, daß eine solche Möglichkeit nach ihren kühnen Hoffnungen den Regierungen von England und Frankreich schwerfallen müsse, allein man kann es nur billigen, wenn sie ihre Stellung mit männlichem Entschluß ins Auge gefaßt, und zunächst die Sicherheit der Flotten bedenkend, ihre Generale und Admirale dahin angewiesen haben, nicht hartnäckig das Unmögliche zu verfolgen. Wir sind unterrichtet, daß nach Verlauf eines nicht fernen Zeitpunktes die Belagerung aufgegeben werden soll, wenn bis dahin keine volle Entscheidung erzwengt ist. Es sind auch für diesen Fall schon andre Wege bedacht worden, auf denen man sich zu entschädigen und die öffentliche Meinung zu versöhnen hofft. Diese führen uns auf den Continent und wir haben hier einen Ausspruch zu widerlegen, den man dem Herrn Thiers in den Mund legt. „Mit dem Falle Sebastopols“, soll der ehemalige Neolus der orientalischen Frage gesagt haben, „beginnt der europäische Krieg, mit dem Rückzug der Allirten der Friedensschluß.“ Thiers versteht sich zu gut auf Politik, als daß er so etwas gesagt haben könnte. Der Friede tritt dann erst recht in den Hintergrund, denn der Krieg ist nicht blos in Rußland ein nationaler, im Gefühle des Westens hat er ebenfalls diese Bedeutung, und während Rußland bei einer Niederlage sich mit seiner Isolirung gegenüber von ganz Europa trösten könnte, bleibt den Westmächten, welche fast sämtliche Staaten des europäischen Festlandes hinter sich wissen, in einem ähnlichen Falle kein Trost und auch keine andre Möglichkeit als der Versuch, mit oder gegen Deutschland Rußland vom Westen aus auf den Leib zu rücken.

Man muß bei Beurtheilung der diplomatischen Seite des gegenwärtigen Krieges nicht den Umschlag vergessen, der zu Gunsten Louis Napoleons in der öffentlichen Meinung und mehr noch in den Cabineten von Europa sich kundgibt. Es ist bei einer Allianz mit den Westmächten keine Frage mehr, ob man es wagen dürfe, sich mit dem Kaiser von Frankreich, dem Erben Napoleon I., zu verbinden: alle Rücksicht fällt auf das Interesse, man erwägt blos, ob es das Interesse des Landes, ob es das Interesse Deutschlands erheische oder gestatte, das Bündniß mit Frankreich gegen Rußland einzugehen. Welche Veränderung in der dynastischen Stellung Napoleon III. sich zugetragen, davon bringt jeder Tag ein neues Zeugniß. Den höchsten Ausdruck dieser Umgestaltung zu Gunsten der Napoleoniden finden wir in dem Versuche, das Haus Napoleon durch Familienverbindung mit dem Hause des Königs der Belgier den europäischen Dynastien vollends nahe zu bringen. Dieser Versuch ist kein bloßes Zeitungsgerücht und die Abweisung, welche Ludwig Napoleon für seine Person gefunden, kann er nicht glänzender rächen, als indem er für seinen Cousin die Hand einer Tochter des Königs Leopold verlangen läßt. Was in unsern Augen diesem Versuche besondere Wichtigkeit verleiht, ist, daß wir darin den Beweis von dem Bestreben Englands erblicken, Frankreich immer fester an sich zu knüpfen, und es würde uns kaum wundern, wenn der Gedanke an diese Verbindung in Lord Palmerstons Kopf entstanden wäre. Die britische Regierung sieht sich nämlich auf alle Fälle vor und sie fühlt, daß Rußland nicht lange der einzige Gegner bleiben wird, den sie zu bekämpfen haben wird. Die

Relation mit den Vereinigten Staaten ist trotz der gütlichen Beilegung der letzten Schwierigkeiten doch eine unliebsame geblieben und die englischen Staatsmänner fürchten, es könne die amerikanische Regierung den gegenwärtigen Moment abpassen wollen, ihr den Handschuh hinzuwerfen. Dann muß es aber auf Frankreich zählen können, denn Amerika wäre für England ein um so gefährlicherer Gegner, als es in Irland vielleicht keinen zu verachtenden Hilfsgegnen fände. England macht Frankreich förmlich den Hof und sähe es überdies nicht ungern, wenn letzteres mit der Regierung der Vereinigten Staaten auf denselben Fuß zu stehen käme, auf dem es sich selbst befindet. Englischen Einflüsterungen ist es zuzuschreiben, wenn die französische Regierung Soulé, den amerikanischen Gesandten, auf seiner Durchreise von Calais nach Dover zurückweisen ließ. Es ist selbstredend, welche Folgen ein solcher Schritt nach sich ziehen kann und es ist sehr die Frage, ob das Gouvernement der nordamerikanischen Freistaaten sich damit begnügen werde, wenn ihm der Kaiser versichert, sein Minister habe den diplomatischen Agenten eines befreundeten Staates aus dem Lande gewiesen, weil dieser im Verdachte stehe, politische Verbindungen mit den Verbannten und mit den Demokraten Frankreichs zu unterhalten. Vielleicht wird man auch die Entschuldigung anführen, man habe geglaubt, Soulé hätte seine Entlassung eingereicht.

Die besonders freundschaftlichen Beziehungen der englischen Regierung zur kaiserlichen nehmen der Vermuthung, als habe Louis Napoleon in seinem Briefe an die Marschallin St. Arnaud mit Airs timides, welche den Marschall aufhalten wollten, die Engländer gemeint, alle Wahrscheinlichkeit. Eine solche Anspielung hätte gar keinen Sinn, aber bezeichnend bleibt es doch, daß die englische Empfindlichkeit sofort laut geworden. Wir haben hier keinen einzigen Engländer gesehen und wir verkehren mit vielen, welche diese Phrase nicht anders denn als auf England gemünzt aufgefaßt hätten. Es beweist eben, wie schwer es wird, eingewurzelte Vorurtheile und alten Nationalhaß auszurotten. Die Engländer benehmen sich in dieser Beziehung noch viel intoleranter als die Franzosen. Die Allianz wird lange bestehen und von erfolgreichem Wirken gekrönt sein, ehe die Freundschaft der beiden Nationen so fest geworden sein wird, als es im Interesse der europäischen Gesittung zu wünschen wäre. Diese Anspielung würde nicht bloß eine taktlose sein, sie enthielte auch eine Unwahrheit, da Schreiber dieser Zeilen einen Brief des Prinzen Napoleon vom 15. August gelesen, in welchem er schreibt, daß die Engländer sehr zu einer Unternehmung gegen die Krim drängen.

Ein anderes politisches Ereigniß, das die Gemüther stark in Anspruch nimmt, ist die plötzlich eingetretene Geisteszerrüttung des Staatsministers Fould. Es mag vielleicht Uebertreibung in den dießfälligen Gerüchten sein, obgleich sie keineswegs ganz ohne Grund sein dürften. In der gegenwärtigen Phase des orientalischen Kampfes läge im Rücktritte des Ministers Fould eine ganz besondere Bedeutung. Man bringt diesen Fall in Verbindung mit dem Verschwinden einer Sängerin, was mir eine Verleumdung scheint für die Dame und für den Herrn. Diese Sängerin hat sich vor Jahren durch unüberlegte Streiche ausgezeichnet, und diesmal sollte der Preis der pecuniären Opfer eine reiche Heirath sein. Die Verwandten des fashionablen Bräutigams, welche ihren Industrieadel, der allerdings ein reingewaschener sein mag, da Baron Bigder sein Vermögen einem Badeetablissement

verdanft, durch die Verbindung ihrer Häuser mit einer Sängerin verunglimpft glauben, haben hier ausgesprengt, es handle sich blos um eine Wette. Der Bruder der Sängerin hingegen, der über diesen Punkt keinen Späß versteht, ist seiner Schwester und ihrem Begleiter nachgereist, um diesen, wenn es Noth thun sollte, zu zwingen, der Ehre der Dame genugsuthun. Der junge Lion wird dieser Aufmunterung kaum bedürfen, da er in Fräulein Gruvelli schon seit mehreren Jahren verliebt ist. Seine Pflichten gegen den Jockeyclubb mögen ihn wohl zu mancher Fanfaronade bewogen haben, aber wir glauben, diese Escapade werde einen sehr bürgerlichen Ausgang nehmen. Der Jockeyclubb wird allenfalls einen seiner Habitue's für todt erklären und ein Todtenmahl halten. Die große Oper ist dadurch in Verlegenheit, denn mit Gounod's Nachwerk, welches *la nonne sanglante* heißt, wird sie nicht lange ausreichen. Die französische Kritik hat sich wieder einmal in ihrer ganzen Glorie gezeigt, indem sie dieses Nachwerk gelobt. Die Saison beginnt und in den kleinen wie in den großen Theatern bereiten sich Neuigkeiten vor, welche unsrer Feder Arbeit versprechen. Die Raubvögel, die *amour maudit* u. s. w. verdienen ebensowenig erwähnt zu werden als die matten Späße in den Vaudevilletheatern. Nächste Woche bringt Gymnase George Sands neues Stück, das Theater français Alexander Dumas *Demi monde*, jenen Gedankenstrich zwischen Diane de Lys und der Dame aux Camelias. Diese halbe Welt ist aber die ganze unsrer Herrngesellschaft und leider auch jene der modernen Dramendichter. Die Academie hat wieder einen Stuhl zu besetzen, und unter den Literaten, welche in ihrem Sitzfleisch ein unsterbliches Zucken fühlen, sind es folgende, welche genannt werden: Ponsard, Augier, Sandeau, Mazeres, Philarete Chasles, Emile Deschamps, Casimir Bonjour, Brizeux, Legouv . Die ersten Drei haben am meisten Aussicht, und es ist wahrscheinlich, daß der Dichter der *Lucrezia* diesmal den Sieg davonträgt. Wir haben übrigens bald auch neue Empfangsfeierlichkeiten zu gewärtigen und die Reden von Berryer und de Sacy sind in gewissen Kreisen mit einiger Ungeduld erwartet. Fräulein Rachel betrachtet ihren Proceß als gewonnen. Legouv 's *Medea*, die sie zu spielen und vor allem einzustudieren gezwungen ist, wird kaum in den nächsten drei Monaten zur Wiederholung kommen und nach diesem Termine hört ihr Engagement auf und beginnt ihr Engagement mit Amerika. Diese Schauspielerin bekommt 1,200,000 Franken für 200 Vorstellungen. Herr Ars ne Houffaye, dessen Existenz als Director des Theater français sehr bedroht gewesen, hat dieselbe in einer Audienz beim Kaiser durch ein Bonmot gerettet. Dr. Veron, den seine Unthätigkeit zu drücken beginnt, hatte schon diese Beute als die seinige betrachtet und Fräulein Rachel vom neuen Director der Com die française ein Bracelet im Werthe von 12000 Franken zum Geschenke erhalten. Das erwähnte Wigwort Houffaye's aber ist folgendes. Der Kaiser rügte Verschiedenes in der Verwaltung und Anordnung des Theaters und ging später sogar auf die Costumes ein und schloß mit den Worten: „Besonders finde ich, daß Sie Fräulein Judith in der Tragödie sehr schlecht ankleiden.“ „Sire,“ antwortete der Director, „Mademoiselle Judith ist une fille qui est très facile   deshabiller mais excessivement difficile   habiller.“ Die musikalische Saison laßt noch auf sich warten. Das Conservatorium verspricht nur sein altes Programm und die Société St. Cecile unter der Direction Barberoug

hat uns noch gar nichts versprochen; wir können sicher sein, daß sie wenigstens so viel halten wird. Virtuosen sind noch nicht angekündigt, aber die bleiben auch unangekündigt nicht aus. Schmerzlich werden die Freunde der Beethovenschen Sonaten wie überhaupt der klassischen Salonmusik die Abwesenheit von Fräulein Wilhelmine Claus fühlen; sie wird die nächste Saison in Holland und in Wien zubringen. Weil ich gerade von Wien rede: Der Fechter von Ravenna verursacht den Deutschen hier Kopfschmerzen. Die Vermuthung Ihres Berichtstatters hat sich, nach dem, was ich über das Stück gelesen habe, für Vincenz Weber, den Verfasser des *Spartacus*, ausgesprochen.

Notiz. — Ein zweiter Pariser Brief folgt im nächsten Heft.

Literatur. — Lieder und Sprüche. Von H. Nordheim. Weimar, Kühn. — Zum Besten der vertriebenen Holsteiner. — Zart empfundene und gut stilisirte kleine Gedichte aber, ohne eigentliche Originalität. —

Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart und Tübingen, Cotta. — Die kleine Sammlung gehört zu den besten, die uns in neuester Zeit vorgekommen sind. Es ist darin nichts von dem modernen Weltschmerz, von jener Zerrissenheit des Gefühls, welche die angeblichen Mißgriffe Gottes durch Sünden gegen die Grammatik und Logik rächt; im Gegentheil ein stilles, bescheidenes Naturgefühl, und doch, wo es darauf ankommt, eine tüchtige männliche Gesinnung. — Von der poetischen Melodie geben wir einige Proben:

Erwachen will das junge Laub;
Es hebt der Erde milden Staub,
Und weicher Regen gleitet sacht
Und hilft heraus ihm über Nacht,
Dazu des frühen Donners Kraft,
Der mit am grünen Wunder schafft.
Man weiß nicht, all woher die Luft

Gebiert auf einmal solchen Duft.
Einstimmt zur Waldmelodei
Redselig buntes Feldgeschrei;
Zum Himmel wiederhallt und gestt,
Wie nun gedehlich sei die Welt.
Wer nun nicht auferstehen mag
Soll schlafen bis zum jüngsten Tag.

In einem andern, etwas längern Gedicht, sucht der Dichter die Spur der Frühlingsgöttin auf; er sieht sie von weitem —

Doch weh! schon windest du dich los
Und fliehst im leichten Morgenkleide
Hin über Thal und Wald und Heide,
Und deinen Hauch empfind ich blos;
Und wieder zieht michs dort und hier,
Will mir zertheilen die Seele schier.

Wer sagt mir, wo in aller Welt
Der Geist des Frühlings stille hält?
Was die tausend spielenden Lichter all
Und die Brunnen sagen mit ihrem Schall?

Was Wunder die hess'n Vogelkehlen
Der nickenden Blumenwelt erzählen?
Von wannen die süßen Geister sind,
Die mich umflattern mit dem Wind,
Und was im Freudenübermuth
Der jauchzende Frühling alles thut?

Ins Grüne will ich mich verstecken,
Mit dichten Sträuchern mich bedecken,
So nahe seines Odems Nauschen,
Sein Lebensräthsel zu erlauschen.
Doch siehe, von des Horchers Kopf
Abweht der Wind des Grases Schoß,
Die Vögel kommen, in grellen Tönen
Den armen Dichter zu verhöhnen.

Wer möcht in diesem bunten Schalten
Den Geist erspähn und fest ihn halten?
Wer mag in etnem Buche lesen,
Und draus verstehn des Autors Wesen,
Das durcheinander wirft die Lettern
Uns Farben, Klängen, Donnerwettern?
Fort, fort, ob solchem Buchstabiren
Nicht Kopf und Sinne zu verlieren!

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von **F. P. Herbig** in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.